

Nr. 108. Bromberg, den 14. Mai 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

7.

Vater Dag kam in der Abenddämmerung durch die Schlucht am Storkollen herunter. Es war spät im November, tiefdunkel und jetzt beim Barfrost glatt; daher ging er nicht allzu schnell.

Der Büchsenlauf ragte über seine Schulter empor, und zwei Schneehasen und mehrere schwarze Auerhähne baumelten an seinen Seiten. Der Major war zu Besuch, hatte aber nicht mit in den Wald gewollt. So ging der Alte allein, denn er mußte jetzt einfach öfter in die Waldluft hinaus. Auch um diese Jahreszeit war es im Walde schön mit den mancherlei reizvollen Tönungen über Heideflächen und Mooren und dem Laub am Boden. In den Geräuschen des Waldes lag es wie eine Lockung aus fernen Jugendtagen; und innerlich fühlte er sich immer stärker mit jener Zeit, ja mit seiner frühesten Knabenzeit verbunden. Hier kam ihm die Erinnerung an so friedlich schöne Stunden. Und es verlangte ihn nach innerer Ruhe bei allem, was das Leben ihm auflud.

Er horchte auf das Brausen des Wasserfalles. Der Fluß war durch den Frost oben im Moor etwas gebändigt, und der Fall toste nicht ganz so wild wie im frühen Herbst. Er spähte durch die Finsternis zur Mühle hinunter, als er über die Brücke schritt. Auf der letzten Bohle blieb er gesenkten Kopfes stehen, als überlege er etwas. Hatte er unter dem Dunkel des Wassers etwas entdeckt? Die Hand am Geländer, trat er einen Schritt zurück, und noch einen, und wieder einen.

Sonderbar! Durch den Wasserstaub unten vor der Mühle glomm im tiefen Dunkel etwas wie ein winziger Lichtschimmer. Und man mußte scharfe Augen haben, um ihn überhaupt gewahr zu werden. Er stand lange auf der Brücke und starrte in die Finsternis hinunter. Meinte er, eben einen Lichtschimmer zu bemerken, so war er wieder verschwunden — aber es konnte ja auch der Gischt sein, der einmal bis ans letzte schwache Tageslicht emporspritzte, ein andermal nicht so hoch kam. Doch, jetzt sah er den Schimmer wieder. Es mußte aus einer Luke ein Lichtschein auf den Gischt fallen.

Er nahm die Büchse von der Achsel und stieg, die Linke am Lauf, die Rechte ums Schloß, langbeinig und breitschultrig den Pfad am Wasserfall zur Mühle hinunter.

Einmal blieb er unten im Dunkel stehen und lauschte. Dann ging er vom Wege ab, tastete sich durchs Heidekraut zum Flußufer und näherte sich der Mühle hinter dem Gebüsch, das an der Nordecke des Mühlenhauses über den Wasserfall hing.

Bald darauf knarrte eine Tür, heller Lichtschein fiel in das Dunkel, und eine piepsende Greisenstimme sagte „Gutenacht denn, Major, und wenns dich nach einem Schluck gelüstet, dann kannst ihn hier in der Mühle finden, und hier kannst ihn in Ruhe kippen!"

Der Major brummte „Danke schön", es sei ein ordentlicher Männerschluck gewesen; und dann torkelte er an Dag vorbei den Pfad hinauf.

Dag ging jetzt nicht in die Mühle hinein. Mit betrunkenen Leuten zu reden hatte wenig Zweck; möglich aber, daß er ein andermal wiederkam. Hier wurde also Korn beiseite gebracht und Schnaps gebrannt, und der Major mußte das entdeckt haben und war sicher nicht das erstemal hier. Wenn er es richtig bedachte, so war der Major schon öfter nach ein paar abendlichen Grogs unbegreiflich voll gewesen. Da war er also vorher hier gewesen, während er selber im Walde war.

Dag wartete, bis der Major einen Vorsprung hatte; dann trottete er ihm langsam nach. Bei seiner Heimkehr fand er ihn damit beschäftigt, im Kamin in der Diele Holz aufzulegen. Barre reckte sich, nahm eine vergnügte Miene an und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen in Erwartung eines richtigen steifen Kognakgrogs auf den widrigen Rohbranntwein unten beim Müller. Da Vater Dag jedoch keine Anstalten machte, Grog zu bestellen, befiel den Major sichtliche Unruhe. Er war ununterbrochen in Bewegung, seine Augen flackerten, und seine sonstigen munteren Reden blieben aus. Nach und nach stieg ihm wohl all der starke Schnaps, den er in der Mühle getrunken hatte, zu Kopf; denn er fing an zu schlucksen und sank immer mehr in sich zusammen.

Plötzlich sprang er auf und blickte starr vor sich hin. „Ich muß noch heute abend abreisen."

Vater Dag betrachtete ihn nachdenklich. „Du kannst wohl noch über Nacht bleiben", sagte er, der Major aber erhob sich und torkelte eifrig zur Treppe. „Will meine Sachen holen!" sagte er. Dag sah ihm nach, als er die Treppe hinaufstrebte. Auf seiner Stube würde er wohl einschlafen in dieser Verfassung.

Doch er kam zurück und zerrte seinen Schnappsack und sein Zeug hinter sich her. Auf der Treppe verlor er das Gleichgewicht und wäre fast hinunter gestürzt. Aber er kam doch glücklich unten an. Dag dachte besorgt, daß Adelheid in ihrer Kammer gewiß alles hörte. Sie war in letzter Zeit immer so starr und bleich und geistesabwesend. Sie aß fast nichts und war ganz herunter. Er mußte sich einmal Zeit nehmen, einen Abend mit ihr zu plaudern, aber noch hatte er zuviel mit sich selber abzumachen.

Alle Versuche des Alten, Barre zurückzuhalten, waren umsonst; er müsse und wolle auf der Stelle fort.

Er habe in der Stadt etwas ganz Unaufschiebbares zu erledigen. Er habe es völlig vergessen gehabt und müsse nun Tag und Nacht reisen. Vater Dag dachte sich sein Teil. Auf Korsvoll, der ersten Wechselstation, gab es Schnaps! Er hatte den Major noch nie so aufgeregt gesehen, in seinem klaren Kopf ordneten sich die Gedanken rasch. Er ging hinaus und zur Gesindestube hinüber. Bei seiner Rückkehr saß der Major schnarchend im Sessel, fuhr aber hellwach auf, als er die Tür gehen hörte.

Kurz darauf stand der Großknecht Syver Hintenauf vor der Tür, mit Pferd und Wagen und Pelzdecken zum Draußitzen und Zudecken. Der Major stand taumelnd auf, fiel in den Sessel zurück, kam wieder hoch, hinaus und bis in den Wagen. Syver nahm sich endlos Zeit, das Gepäck zu verstauen, und er ordnete und zog und hantierte an den Decken, setzte den Major gut zurecht und deckte ihn warm und gründlich zu. Und dann hatte Syver wieder den Hafersack vergessen und mußte ihn aus dem Stall holen. Das brauchte mächtig viel Zeit, und als er zurückkam, schnarchte der Major, daß man es weithin hörte. Syver stieg hinten auf und ließ das Pferd anziehen, aber statt zum Tor zu fahren, wendete er um und kutschierte bedächtig dreimal um den Hof und wieder vor die Haustür. Dag kam heraus, und sie trugen den Major in seinen Decken durch die Diele und die Wohnstube bis in Dags Schlafkammer. Dort legten sie ihn auf den Fußboden und deckten ihn gut zu

Dag schärfte Syver ein, nie etwas über diese Geschichte verlauten zu lassen. So ging es zu, daß Syver, der von seinen Fahrten gern und gut erzählte, niemals von der kürzesten Fahrt seines Lebens sprach.

Als der Major auf dem Fußboden von Dags Schlafzimmer erwachte, konnte er sich auf den gestrigen Abend nicht mehr besinnen. Er glaubte, er sei vom Grog zu überwältigt gewesen, um die Treppe hinaufzugehen, und Dag habe ihn deshalb mit zu sich hereingenommen.

Darum war ihm bei Tageslicht nicht recht wohl in seiner Haut. Er war verlegen und gefügig, und dazu kam noch, daß er sich Adelheid nicht unter die Augen traute, falls sie diese böse Geschichte bemerkt hätte. So ließ er sich vom Alten zu einer Wanderung in den Wald verlocken. Beide hatten ihre Büchsen mit; denn der Major war kein schlechter Schütze, wenn er erst einmal hinaus kam.

Der Major hatte auf einen Morgenschnaps zum Frühstück gehofft als eine Art Belohnung für sein Mitkommen, aber darin hatte er sich getäuscht. Gleichwohl war Vater Dag nicht so hartherzig; bei der ersten Rast oberhalb Utheims öffnete er den Rucksack, schenkte Barre ein tüchtiges Glas ein und nahm anstandshalber auch selber einen Schluck. Aber er korkte die Flasche sofort wieder fest zu und versenkte sie im Rucksack.

Der Major war heute so fügsam, daß er sich über Dags Knauserigkeit nicht einmal ärgerte, und äußerlich war er nur lauter Bescheidenheit und Bedrücktheit. Er ließ die Augen unruhig hin und her wandern; denn er ahnte, daß Dag etwas besonderes vorhabe. Dag hatte beim Weggehen hinterlassen, sie würden vielleicht über Nacht im Walde bleiben — und das hatte der Major gehört.

8.

Die Sonne hatte ihren höchsten Stand längst überschritten, als Dag mit dem Major bei der Roislahütte anlangte. Der See dampfte in der Kälte, und in den Buchten lag eine dünne Eisdecke, oben aber war die Luft still und klar mit mattem Sonnenschein.

Wenn auch die Almhütte leer stand, so wirkte sie doch niemals ganz verlassen. An den Wänden hingen gebrauchsfertige Netze, auf der Pritsche lag noch frisches Fichtengrün, in einer Bütte stand ein Rest Wasser, und die Holzkohle auf dem Herd war noch nicht verstaubt. Mitunter kam der junge Dag oder sonst jemand hier herauf, und zur Winterszeit hausten hier Holzarbeiter.

Der Major und Dag legten Büchsen und Rucksäcke ab, Dag hackte Holz und zündete Feuer an, der Major ging unterdessen Wasser holen; dann hängten sie den Kessel über, Dag trug die Fischnetze hinaus, damit sie an der Außenwand lüften konnten, und holte im Wald frisches Fichtengrün für die Pritsche. Als sie gegessen hatten, unternahm jeder für sich einen abendlichen Pirschgang. In langen Zwischenräumen dröhnten drei Schüsse durch die Abendstille. Vater Dag brachte einen Auerhahn, Barre hatte einen Hasen aufgescheucht und war flink genug gewesen, zu Schuß zu kommen. Außerdem hatte er noch einen Birkhahn erlegt und tat sich nicht ganz wenig auf seine Schießkunst zugute.

Am Ufer unten lag ein kleines Boot, das wohl erst kürzlich für den Winter an Land gezogen war. Sie schoben es ins Wasser und legten für die Nacht ein paar Netze aus. Es wehte ein leiser Abendwind, und das Wasser kräuselte sich abwechselnd in silberschimmernden und grauen Streifen, und flüchtig dunkelblau fuhren Schauer darüber hin — und in den Wäldern begann es lebendig zu werden von langhinstreichenden Windstößen.

Als sie ein helles Feuer in Brand hatten und mit dampfenden Pfeifen zu beiden Seiten des Herdes saßen, da war von dem bißchen Selbstgefühl nichts mehr übrig, das der Major durch seinen Jagderfolg gewonnen hatte.

Wer in den guten Jahren seiner besten Kraft im Wald gelebt hat, für den wird er das Leben lang voll eindrucksvoller Erinnerungen bleiben. Und eine Tageswanderung wie diese wird mancherlei Bilder neu erstehen lassen: friedliche, wehmütig stille Klänge — herbdunkle, wilde Züge und hohe, stolze Offenbarungen.

Der Major hatte als junger Mensch auf einem Landgut gewohnt, war damals und auch später Jäger gewesen und hatte so manches Revier durchstreift, ehe er in diesen letzten Björndaler Jahren den alten Dag hin und wieder in den Wald begleitet hatte. Nach dem traurigen Erwachen heute morgen und — nach langen Zeiten des Niederganges mit ewiger Trunkenheit war ihm dieser ganze Tag im Wald ein Wandern von Begegnung zu Begegnung mit Gefühlen einer früheren Zeit gewesen, einer Zeit, da er seine Selbstachtung noch nicht verloren hatte — ja, bis zurück zu jener Zeit, da er noch Menschenwürde besaß. Hier auf dem wackligen Schemel am Herd bei der Tonpfeife wanderten seine Gedanken noch einmal die Wege von heute, verweilten bei dem, was er dahinter gesehen hatte: bei den Erinnerungen an alle guten Tage seines Lebens. Er vergaß an seiner Pfeife zu ziehen, vergaß alles um sich her vor dieser inneren Rückschau, und sein Kopf sank immer tiefer . . . Wie unendlich weit zurück lag doch die Zeit der Selbstachtung, ein unerreichbar fernes Land. Bergab, immer nur bergab — seitdem.

Das Wasser kochte im Kessel, Dag tat Eier hinein, und war damit beschäftigt, das Abendbrot zu rüsten. Die Bratpfanne stand auf dem Feuer, er briet Speck und war sehr beschäftigt, als der Major sich endlich aufrichtete. Ob Dag ihn beobachtete hatte, während er tief in sich versunken hinter der rauchenden Feuer saß — wer weiß es.

Dann aßen sie, und Dag ließ ab und zu ein Wort fallen. Der Major aß wohl auch, aber er langte nicht zu wie sonst nach einer so tüchtigen Wanderung in der frischen Luft — und seine spärlichen Äußerungen paßten wenig zu denen des alten Dag.

Nach dem Essen zündeten sie die Pfeifen wieder an, und der Major hatte die unklare Hoffnung, Dag werde ihn von er Last seiner Gedanken erlösen und ihm jetzt das Mittel gönnen, mit dem er sich sonst befreiendes Vergessen zu schaffen pflegte. Er blickte verstohlen zu Dags Rucksack mit der Schnapsflasche hinüber.

Vater Dag streckte die Beine von sich. Seine Hand mit der Pfeife ruhte auf dem Knie. Er hatte reichlich Holz aufgelegt und eine Handvoll Rinde nach der anderen hineingescharrt, und je mehr das Feuer die Rinde erfaßte, um so dichter wurde der Qualm und stieg wie eine Säule vom Herd bis zum Rauchloch im Dach empor, eine lebendige, wallende Säule zwischen ihnen.

Dag räusperte sich, hob aber nicht den Kopf.

„Du weißt wohl, was mit Jungfer Kruse passiert ist?“ fragte er ruhig. Der Schemel des Majors knarrte laut, und es verstrich eine Weile.

„N—ein . . . Ist etwas mit ihr?“ Seine Stimme klang gepreßt und fremd.

„Du müßtest es eigentlich am besten wissen“, fuhr Dag ebenso ruhig fort.

„Nein — wieso?“

„Oh, das wirst du doch wohl wissen — als Vater. Aber das Kind war tot.“

Kein Knarren des Schemels diesmal, kein Wort der Entgegnung hinter dem Rauch.

(Fortsetzung folgt.)

Die Orgelpfeife.

Heitere Skizze von **Rolf G. Haebler.**

Was aus einer Orgelpfeife herausgeht, weiß ein jeder. Aber was in sie hineingeht, wußten nicht einmal die Ratsherrn jener mitteldeutschen Stadt, in welcher der Kantor und Organist Gottfried Silbermann das gewaltige Werk zum Preis des Herrn singen und klingen ließ. Der Kantor war gewiß kein so großer Musiker wie sein Collega Johann Sebastian Bach zu Leipzig. Aber dafür hatte Silbermann um so größeren Durst.

Das kompositorische Talent des durstigen Silbermann wies freilich oft heftige Mißklänge auf: denn die Zahlen, die der Wirt mit der Kreide aufschrieb, harmonierten meist schlecht mit dem Klang, der in Silbermanns Geldbeutel zu hören war; es ertönte darin eine gar spärliche Melodie, nicht sehr lang und nach ein paar Takten schon zu Ende. Aber daran war der gute Organist nicht allein schuld, denn man schätzte seine Orgelkunst nicht so hoch ein, wie das Rechtens gewesen wäre. Das Gehalt, das die Ratsherrn ihm auswarfen, war nach deren maßgebender Meinung zwar noch viel zu hoch für das bißchen Spiel, wenn auch der Ratsherr und Bäckermeister Wendelin Mehlsprung erklärte, daß Silbermann immerhin mit Händen und mit den Füßen zu arbeiten habe und sogar Sonntags. Das hatte nun freilich Wendelin Mehlsprung nicht aus reiner Begeisterung für Frau Musica gesprochen; Silbermann war nämlich ein guter, aber schlecht zahlender Kunde, er hatte nach bester Kantoren Art ein Dutzend Kinder, und die brauchten viel Brot. Kein Wunder, wenn Gevatter Schmalhans oft bei ihm zu Gaste war, während Silbermann selbst in der Wirtschaft hockte.

Und das war soeben der Fall. An seinem Tisch saßen außer dem Bäckermeister auch die übrigen Ratsherrn samt dem Bürgermeister. Denn der edle und hochweise Rat hatte nach einer langen Sitzung das verständliche Bedürfnis gefühlt, vor dem Schlafengehen noch einen Nachttrunk zu tun. Was kein Bürger verübeln konnte, denn es mußte jeder die Zeche aus der eigenen Tasche bezahlen. So trafen sie in dem schon fast leeren Ratskeller noch den Organisten an, der schon eine ganz nette Variation über das Thema Durst in seine Kehle hatte hinabperlen lassen.

Bei dieser Gelegenheit fiel jene Bemerkung, die dem Bäckermeister den Beifall Silbermanns und einen strafenden Blick des Stadtoberhauptes eintrug. Aber was gesagt war, blieb gesagt. Und das war freilich Wasser auf die Mühle des durstigen Organisten, obwohl Silbermann sonst vom Wasser nicht viel wissen wollte. Aber er ließ es trotzdem gelten, sondern hängte an des Bäckermeisters unvorsichtige Feststellung gleich ein Postludium an. Es bestand aus zwei Variationen des gleichen Themas: die erste unterstrich des wohlgeneigten Ratsherrn Meinung und verklang im Wunsch nach einer Aufbesserung des schmalen Gehaltes. Die zweite aber, in der heimlichen Gewißheit, daß die erste doch keinen langen Atem habe, lief auf einen Spaß hinaus. Das Thema wurde hier gewissermaßen als Scherzo abgewandelt und lautete folgendermaßen: Wenn es mit der Aufbesserung nichts sei, so möge man ihm wenigstens eine jährliche Ehrengabe zubilligen. Und Silbermann schlug vor, man solle ihm so viel Ratswein widmen, wie in seine größte Orgelpfeife gehe!

Da lachten die Ratsherren unbändig, und sogar der gestrenge Herr Bürgermeister konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

Silbermann merkte, daß nun alles in schönster Harmonie sei, aber er kannte die Ratsherren, und er kannte auch seine große Orgelpfeife. Die war das große C vom gedeckten Untersatz, 32 Fuß im Pedal, eine mächtige Pfeife, die wie die stärkste Posaune dröhnen konnte. Darum meinte Silbermann: Da der hohe Rat sich offenbar einig sei, brauche man nicht lange darüber zu reden, und er bitte nur untertänigst, man möge den Beschluß gleich zu Papier geben. Zog ein unbeschriebenes Notenblatt aus der Tasche, zeichnete fein säuberlich das große C darauf, ließ rasch darüber eine vergnügt trillernde Kadenz jubilieren und reichte es dann dem Ratsschreiber hinüber, auf daß der den Text dazu schreibe.

Der Ratsschreiber tat es, gab das Papier dem Bürgermeister zur Unterschrift. Der kritzelte seinen Namen darunter, und so wanderte das Papier um den Tisch, bis es als fertiges Dokument wieder beim Organisten landete.

Aber da saß unter den Ratsherren auch ein Küfermeister. Der hatte, wie sich das gehört, die Aufsicht über die städtischen Kellereien. Er war also der Mann, der dem Organisten die edle Gabe abzumessen hatte, und er meinte einen guten Scherz zu tun, als er fragte, ob er gar das große Faß anzapfen müsse, um die durstige Orgelpfeife zu füllen.

„Je nun", erwiderte Silbermann, „die größte Pfeife, das ist das tiefe C, meine Herren, die ist nicht rund, sondern viereckig, und etwa so lang wie mein Arm von den Fingerspitzen bis zum Ellenbogen, so breit wie vom Ellenbogen bis zum Handgelenk." Und zeichnete das Rechteck mit seinem Finger auf den Tisch. „Und dann ist sie ungefähr drei Mann hoch."

Die hochweisen Ratsherren schauten ihn baß erstaunt an. „Wie?" rief der Küfermeister. „Das sind, ja, das sind . . ." Er überlegte, und seine Augen wurden immer größer. Die Ratsherren saßen in wartendem Schweigen da. Es war Silbermann, als ob da eine ganz große Fermate über der Tischrunde schwebe, und dem Bürgermeister schwante nichts Gutes.

„Hilf, Himmel!" rief endlich der Küfermeister. „Das sind ja an die tausend große Schoppen Wein!"

„Ja", sagte Silbermann, „so viel wird das Papier wohl wert sein!" Und steckte das Dokument seiner alljährlichen Ehrengabe schleunigst in die Tasche.

„Der" Schwan und „die" Gans.

Warum heißt es so?

Während in den ältesten Zeiten die Urväter geschlechtlich nicht bestimmt waren, entstand in der jüngsten Entwicklungsstufe der Sprache der Geschlechtsbegriff der Hauptwörter. Auch für die Tiere hat sich eine Geschlechtsunterscheidung in der Sprache herausgebildet, und hier war die Geschlechtsbezeichnung selbstverständlich, es hieß „die" Stute und „der" Hengst. Nun gibt es aber eine Anzahl Tiernamen, die nicht das einzelne Lebewesen, sondern die Gattung bezeichnen, und bei diesen ist der Grund, warum man der einen Tierart das männliche Geschlecht, der anderen das weibliche zuerkannte, nicht ohne weiteres ersichtlich. Eine Deutung hierfür versucht Dr. Alfred Güttich in der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins „Muttersprache".

Bei Tieren, die sich in ihrer äußeren Gestalt ähneln, also verwandten Arten angehören, wird dem stärkeren, schöneren Tier meist das männliche Geschlecht gegeben, der schwächere Verwandte wird in der Regel als weibliches Wesen manchmal als geschlechtslos behandelt. Das ist der Grund, weshalb wir „der" Schwan, aber „die" Gans, „der" Rabe, jedoch „die" Krähe usw. sagen. Tiere, denen Kraft und Klugheit zugestanden werden, sind fast ausnahmslos männlich. Bär, Hund, Wolf, Fuchs, Löwe, Tiger, auch der Affe. Wir sagen „der" Hirsch, aber „das" Reh, „die" Maus, „die" Ratte, „die" Schlange, „die" Kröte „die" Unke. Der Salamander dagegen ist als heiliges Tier wieder männlich, ebenso der ritterlich gepanzerte Krebs. Die Raubvögel sind fast sämtlich männlich: Falke, Geier, Adler usw. Auch der majestätische Storch und sein Vetter, der Kranich, müssen männlich sein, ebenso der stolze Pfau, der kräftige Strauß, der schöne Fasan und der kecke Sperling — im Gegensatz zum sächlichen Huhn. Die „sanfteren" der geflügelten Wesen sind meist weiblich: Taube, Schwalbe, Lerche, Drossel, dagegen der ob seiner Verschlagenheit verschriene und für den Aberglauben bedeutungsvolle Kuckuck sowie der kräftige Specht, der Zimmermann, wieder männlich. Der Nachtvogel mit geheimnisvollen Chrakteranlagen, die Eule, muß natürlich weiblich sein. Von den Nagern sind Maulwurf, Igel, Hase, Biber männlich, Maus und Ratte dagegen weiblich und das zum Stalltier entartete Kaninchen kann nur sächlich sein. Die vielleicht zu Unrecht als falsch viel geschmähte Katze muß natürlich ein Weib sein. Als Gattungsbezeichnung für die Haustiere kommt häufig das Neutrum vor.

Berühmte Tiere.

Von Harald von Beringe.

Vor einigen Jahren ging eine Nachricht durch die Welt, die überall Trauer und Widerhall auslöste: „Rintintin", der Liebling des Filmpublikums, der Schauspieler unter den Hunden, ist tot . . .

Ein Tier von ähnlichem schauspielerischen Talent war der Affee „Konsul", ein überaus gelehriger und kluger Schimpanse. Kein Kunststück war ihm zu schwer, keine Lage zu ungewöhnlich, er meisterte alles durch seinen unwiderstehlichen Humor. Seine ergötzlichen und komischen Grimassen erregten das Entzücken der Zuschauer, seine Selbständigkeit stellte Newyork auf den Kopf, seine Bewunderer wurden Legion. Ein begeisterter Journalist schrieb über ihn: „Er ißt wie ein Lord, bindet die Krawatte wie ein Marquis, denkt nach wie ein Gelehrter und spielt wie ein Tragöde." Wie ein Gentleman benahm sich Konsul, er war ein Ausbund von Tugend und Sittsamkeit. Am Tage nach seiner Ankunft betrat er die Halle des vornehmsten Newyorker Hotels, ging auf den Empfangschef zu, verbeugte sich und bat um Feuer für seine kurze Shagpfeife. Dann überreichte er ihm und den anwesenden Gästen seine Besuchskarte, auf der auch sein Newyorker Gastspiel vermerkt war. Und noch heute, nach langen Jahren, ist die Gestalt des kleinen klugen Schimpansen von einer bunten Fülle von Anekdoten umrankt.

Auf einem gänzlich anderen Gebiet liegt die Weltberühmtheit, die sich „Barry", der Bernhardinerhund, erwarb. Er lebte in dem Kloster St. Bernhard und half den Mönchen bei ihrem Liebeswerk, Verunglückte und Verschüttete aus der eisigen Bergwelt zu retten. Eine kleine Trommel mit Nahrung, Wein und Medikamenten um den Hals gebunden, eine wollene Decke umgeschnallt, so zog er Tag für Tag, Jahr um Jahr hinaus in die Einsamkeit der Schneefelder und Gletscher. Sein wunderbarer Instinkt führte ihn mit unfehlbarer Sicherheit auf jede menschliche Fährte, er fand die Verunglückten, Verirrten, von Lawinen Verschütteten, er grub sie selbst aus oder eilte zurück, die Hilfe der Mönche herbeizuholen. Niemals wartete er, bis man ihn auf seine Samaritergänge schickte: immer trieb es ihn von selbst hinaus. Ein brennender Ehrgeiz, Menschen zu bergen, muß in ihm gewesen sein. Einmal — so wird uns als schönes Zeugnis seiner Intelligenz und Selbständigkeit überliefert — trug er einen Knaben ganz allein bis ins Kloster. Mehr als vierzig Menschen hat er so in zwölf Jahren das Leben gerettet.

Ein Lebensretter war auch „Rags", der kleine lustige Drahthaar-Terrier. Seine Laufbahn begann eigentlich im Rinnstein: dort fand ihn der amerikanische Leutnant Hardenburgh, als er sich gerade an die Front begeben wollte. Das abgemagerte, ausgehungerte, nur wenige Monate alte Tier tat ihm leid, er nahm es mit sich. Mitten im ärgsten Trommelfeuer blieb Rags treulich bei seinem Herrn, er überbrachte Meldungen, Granaten und Bomben explodierten um ihn, — aber immer erreichte er sein Ziel.

Eines Tages war Leutnant Hardenburgh zu Beobachtungszwecken im Ballon aufgestiegen und hatte Rags mitgenommen. Plötzlich wurden beide von einem deutschen Flieger überrascht, und noch ehe Hardenburgh die Reißleine ziehen konnte, war sein Ballon schon abgeschossen. Es gelang ihm gerade noch, Rags zu packen und mit dem Fallschirm abzuspringen. Kaum hatte sich der Schirm entfaltet und begann langsam zu Boden zu schweben, da war der deutsche Flieger wieder heran. Hardenburgh glaubte schon, seine letzte Stunde habe geschlagen, da sah er, wie der Deutsche lachte, winkte und dann in einem großen Bogen davonflog. Er hatte unter dem Arm des Amerikaners Rags, das kleine zappelnde Leben, entdeckt und es nicht übers Herz gebracht, den Fallschirmspringer abzuschießen. An einem der nächsten Tage wurde Rags in den Graben der Deutschen geschickt, er trug ein Päckchen Zigaretten um den Hals gebunden und eine Karte, auf der stand: „Mit vielem Dank für die Ritterlichkeit der deutschen Flieger!"

Unter die Kriegshunde zählt auch „Maski", der kleine Chow-Chow, der „U 202" zweimal vor dem sicheren Untergang bewahrte. Das erstemal geschah es an der Ostküste Englands. Maski, der sich auf Deck befand, bellte plötzlich wild auf die See hinaus. Man wurde aufmerksam — und da entdeckten die Leute von „U 202" zu ihrem Schrecken in unmittelbarer Nähe das Periskop eines englischen Unterseebootes. Noch im letzten Augenblick gelang es den Deutschen, ihr Boot aus der Schußbahn zu bringen. Das zweitemal wurde Maski in der Biskaya zum Retter. „U 202" hatte einen feindlichen Dampfer aufgebracht, und die Besatzung, aufgefordert ihr Schiff zu verlassen, befand sich schon in den Booten. Maski war wieder an Deck gekommen und bellte auf das Meer hinaus. Und da antwortete von dem Dampfer wütendes Gekläff. Es gab nur eins: dieses so harmlos aussehende Schiff war eine U-Boot-Falle; denn es besteht unter Seeleuten die Sitte, ihre Tiere niemals allein zurückzulassen. Es mußten also noch Menschen an Bord sein. Und sogleich zeigte der Feind auch sein wahres Gesicht, ein erbittertes Gefecht begann. Zwar gelang es den Deutschen, den Dampfer zu versenken, aber auch „U 202" erhielt einen Treffer, der zwei Matrosen verwundete und Maski — tötete.

Berühmt unter den Seeleuten war auch „Terry", der gewaltige Neufundländer mit dem gelben Fell, den man den Globetrotter unter den Hunden genannt hat. Kapitän Bancroft erstand ihn von einem englischen Soldaten in Schanghai für zehn Silberdollar und nahm ihn mit auf die „Windward", seinen alten Frachtsegler. Und hier wuchs Terry heran, er lernte die christliche Seefahrt kennen und fuhr rund um die Erde. Als die „Windward" wieder einmal in Schanghai ankerte, war Terry eines Tages verschwunden. Die Matrosen suchten ihn überall in der Stadt. Aber vergebens. Schließlich fuhr Kapitän Bancroft ohne seinen Liebling ab. Ein Jahr verging, das Schiff lief wieder Schanghai an, — da sprang ein riesiger Neufundländer an Bord und begrüßte stürmisch den Kapitän. Es war Terry. In Sidney verschwand der Hund abermals. Die „Windward" lichtete ihre Anker und segelte allein in die Welt hinaus. Erst nach vier Jahren kam sie wieder nach Australien, nach Sidney, und siehe da, der erste, der an Bord sprang und den Kapitän begrüßte, war — Terry! Seinen letzten Landausflug unternahm er in Lissabon. Als nach einigen Monaten die „Windward" wieder zurückkam, war Kapitän Bancroft sicher, Terry am Hafen zu finden. Und er hatte sich nicht getäuscht, er fand ihn auch, — aber diesmal kam Terry nicht an Bord gestürzt. Ganz langsam schleppte er sich auf das Schiff, wehklagend und kaum noch aufrecht, hinter sich einen winzigen kleinen Neufundländer, und das war ohne Zweifel sein Sohn. Terry, sterbenskrank, hatte einen Stein verschluckt, so groß wie eine Faust, und das sollte er nicht mehr überleben. Ein paar Tage später setzten im Hafen von Lissabon alle Schiffe ihre Flagge auf Halbmast: denn Terry war gestorben, der Liebling der Seeleute, der alle fünf Erdteile kennen gelernt hatte.



Lustige Ecke



Der Ratschlag.



„Können Sie mir sagen, wie ich ins Städtische Krankenhaus komme?"

„Stellen Sie sich hier auf die Schienen, und lassen Sie sich überfahren!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.